

U n s e r H A R Z

Nr. 7 1994 / 42. Jahrgang Postversandort Clausthal-Zellerfeld

ES GRÜNE DIE TANNE — ES WACHSE DAS ERZ — GOTT GEBE UNS ALLEN — EIN FRÖHLICHES HERZ

Heimatzeitschrift für den Harz und seine Vorlande

ZEITSCHRIFT DES HARZKLUBS E. V.

Dr. Edgar Presia, Harzgerode

Zum 200. Todestag von Gottfried August Bürger

Viel Klagen hör' ich oft erheben
Vom Hochmut, den der Große übt.
Der Großen Hochmut wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherei sich gibt.

G. A. B.



Vorrede

Am 8. Juni 1794 starb in Göttingen im Beisein zweier befreundeter Ärzte, sonst aber völlig verarmt, Gottfried August Bürger. Von Lichtenberg stammen die Worte: »Am ersten Pfingsttag Abend ist unser armer, unglückseliger, leichtsinniger, braver, vortrefflicher Bürger, der Dichter, in die Ewigkeit gegangen«. Goethe hat zur Erinnerung an den zu früh Verstorbenen geschrieben: »Es ist traurig, anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel Bürger.« Und als man zur Errichtung eines bescheidenen Monumentes zum Andenken an Bürger unter Freunden und Verehrern um Spenden bat, antwortete Herder: »Bürgers Leben ist in seinen Gedichten; diese blühen als Blumen auf seinem Grabe; weiter bedarf er, dem in seinem Leben Brod versagt ward, keines steinernen Denkmals.«

Erste Bekanntschaft

Es war wenige Monate vor dem Ende des zweiten Weltkrieges. Die Luft über der mitteldeutschen Stadt Halle bebte wie über fast allen deutschen Städten mehrmals am Tage und dann auch noch in der Nacht im scheußlichen Geheul der Sirenen. Darüber hinweg zogen, in ihrer todbringenden Mission kaum noch behelligt, mit dumpf brummenden Motoren die schwer beladenen Flugzeuge; und jeder, der in Kellern bangte oder flüchtend durch die Straßen hastete, atmete auf, wenn sie mit ihrer gefährlichen Last wieder verschwunden waren.

Diese fast täglich in wenig geänderter Folge wiederkehrende Teufelei prägte mittlerweile auch das schulische Leben in den Franckeschen Stiftungen. Nicht selten saßen die Jungen und Mädchen der verschiedensten Klassen und unterschiedlichsten Schulen zunächst noch wohlgeordnet, später bunt durcheinandergewirbelt ganze Schulstunden lang in dem lan-

gen, gewölbten Keller, über den heute eine Hochstraße statt der einstigen Waisenhausmauer hinwegläuft. Trotzdem blieb es damals noch eine Selbstverständlichkeit, daß viele der unter dem Gewölbe Verharrenden daran glaubten, mit jeder vergehenden Stunde rückten die Deutschen mit ihrem von ihnen lange glorifizierten Führer dem Endsieg ein Stück näher. Wir Vierzehn- und Fünfzehnjährigen waren hier die Senioren unter den Schülern; unsere älteren Schulkameraden standen schon an den Flakgeschützen oder kämpften in den Schützengräben — und nicht wenige hatten diese gnadenlose Vergewaltigung bereits mit ihrem Leben bezahlt.

Wir waren wieder einmal dabei, einen Teil der schier endlosen Zahl von alten Büchern aus der berühmten Stiftungs-Bibliothek in einen dafür provisorisch hergerichteten Abschnitt des nun schon vertrauten Luftschutzkellers zu schleppen. Da kam der Fliegeralarm. Wer gerade unten war, blieb drinnen, der Rest strömte, mit Büchern bepackt und inmitten einer urplötzlich von vielen Seiten herbeigeilten Menschenmenge auf die weitgeöffneten Kellertore zu. Ich stolperte mit einem Bücherpacken über feuchtkalte Steintreppen hinunter und setzte den schweren Stapel auf einer langen Holzbank unter einer grell leuchtenden Laterne ab. Obenauf lag ein abgegriffenes, vor vielen, vielen Jahrzehnten gedrucktes Exemplar. »Ein Lesebuch zur Bildung der Schönheit im Menschen« stand als Untertitel auf dem zerfledderten Umschlagdeckel. Es war am Anfang des 19. Jahrhunderts, als dieses Buch zum ersten Mal herausgegeben wurde, ganz normal, die Druckwerke derart näher zu bezeichnen — und auch der Gehalt dieser jetzt recht seltsam anzuhörenden Interpretation paßte wohl in diese Zeit; war man doch damals zumindest in der vorgezeigten moralischen Würde bei zwischenmenschlichen Beziehungen in Europa anscheinend ein Stückchen weiter als heute.

Bald umgab uns das schon bekannte, ferne Grollen der Ge-

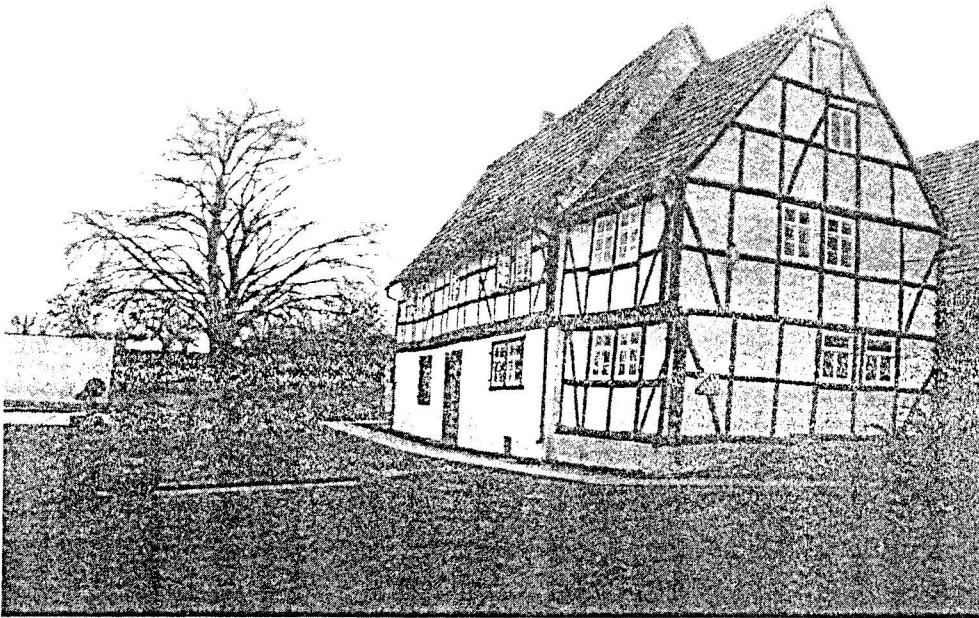


Bild 1
Das Geburtshaus Gottfried August Burgers in Molmerswende, Landkreis Hettstedt. In dem ehemaligen Pfarrhaus ist in viel Kleinarbeit ein Bürgermuseum eingerichtet worden.

schütze und ein gelegentliches Zittern unter unseren Füßen, das die Explosion einer irgendwo, anscheinend im Übermut abgeworfenen Bombe anzeigte. Das Blättern im Buch machte gerade jetzt beruhigend neugierig. Da wurden auf vielen Seiten Lessings unnachahmliche Toleranz und seine humanistischen Gedanken als Ausdruck vernunftbeseelter Logik gerühmt. Munter fabulierte der Schreiber zur Ringparabel und versuchte sich dabei in einer Vielzahl von wohlgesinnten Deutungen. Und dann, nur wenige Seiten weiter, erfuhren wir durch eines Dichters Gesang die Geschichte vom braven Mann. Gottfried August Bürger hieß der Verfasser — wir hatten den Namen noch nie gehört! »Phantasie und Empfindung sind die Quellen aller Poesie«, soll der Leitsatz seines Schaffens gewesen sein. So stand es jedenfalls in der angefügten, kurzen Charakterisierung des Poeten. Nicht also Vernunft und schon gar nicht abstrakte Regeln der Kunst, sondern die menschlichen Emotionen und die Sprache des Herzens formten die Worte zu seinen Werken. Doch wir erfuhren noch mehr und konnten es kaum fassen: Bürger war ein Schüler an August Hermann Franckes Schule. Er hat demnach vor uns hier an der gleichen Stätte gelernt. Wir fragten unseren Lehrer. »Das stimmt«, bestätigte der. Und warum hat man uns das eigentlich nicht längst an diesem humanistischen Gymnasium gelehrt? Er sei zeitlebens haltlos und schwächlich gewesen und verkörpere in keiner Weise ein Vorbild des deutschen Genies; er habe selbstverschuldet durch seine Mentalität viele seiner außerordentlichen Fähigkeiten verspielt. So etwa war die Antwort, die nicht zufriedenstellte, der wir aber auch nicht widersprechen konnten. Aus Unkenntnis fehlten uns die Argumente dazu, und da gebot der eingegebene Respekt vor unseren Lehrern, mit Zurückhaltung zu schweigen. Noch ahnten wir ja nicht, daß in Diktaturen besonders in der Lehrerschaft viele zum Sprachrohr der offiziellen Meinung werden. Wir spürten aber trotz der inzwischen über dem Kellergewölbe herrschenden Ruhe, daß die grausamen Spiele da draußen weder durch die Vernunft noch durch die leidenschaftliche Herzenssprache eines Dichterwortes zu erklären oder sogar aufzuhalten sind. Und zum ersten Male fühlte ich — nicht nur wegen der Kriegswirren — die unendliche Kluft zwischen Menschen und solchen Wesen, die nur so aussehen. Das Bürgern angetane Unrecht aber begriff ich erst viel später.

Der Ausflug nach Molmerswende

So lernten wir nicht ohne Zufall im Luftschuttkeller der Franckeschen Stiftungen Gottfried August Bürger kennen und

wußten nun auch, daß er am Silvesterabend des Jahres 1747 im harzischen Molmerswende als Sohn eines Pfarrers im dortigen Pfarrhaus geboren wurde. Als ich lange nach Kriegsende zusammen mit einer eigenen kleinen Familie nach Harzgerode übersiedelte, erinnerte ich mich daran. Bis zu einem Besuch des nicht einmal zehn Kilometer davon ostwärts gelegenen Geburtsortes von Bürger dauerte es aber weitere Jahre.

Man schrieb die Zeit, in der Deutschland und der Harz geteilt waren. Das wenig geliebte ostdeutsche Staatsgebilde war gerade damit fertig geworden, sein manchmal aufsässiges Volk einzumauern. Den bewußt in diesem Lande lebenden Menschen plagte ohnehin unsägliche Seelenpein, weil sie ohne eigenes Zutun und ohne mehr Schuld als alle anderen Deutschen auch nun wieder in eine skrupellose Diktatur geraten waren. Und ausgerechnet da wurde ihr Dasein noch durch die Ungewißheit überschattet, möglicherweise nie mehr im Leben die anderswo selbstverständliche Würde des Freiseins spüren zu dürfen. Wer es konnte und ein Herz dafür hatte, flüchtete deshalb in freier Stunde hinaus in die Natur, wo ihn Geist und Angesicht seiner Peiniger nicht mehr erreichten. Dahin trug auch mich der Sinn, so daß ich eines Tages vor dem riesigen Stein am östlichen Dorfausgang von Molmerswende stand. Er sollte wohl schon zu Bürgers 150sten Geburtstag dort aufgestellt werden, dieser kolossale Findling aus einer Sangerhauser Sandgrube mit dem darauf aufgesetzten Bürger-Medaillon aus der Berliner Werkstatt von Arnold Kunne. Es fehlten jedoch schon damals das Geld und die technischen Möglichkeiten für seinen kostengünstigen Transport nach Molmerswende. Endlich klappte es dann doch noch. Auf einem stabilen Ackerwagen und mit sechzehn Pferden davor kutscherte man das Ungetüm ins nahe Gebirge hinein, die Pferdeköpfe hinauf und nach Wippra hinunter. Der hölzernen Brücke über die Wipper wollte man die Last nicht anvertrauen. So ging es durch die Furt, wo es dann passierte: Die einen sagen, das Gefährt blieb im Flußbett stecken; die anderen behaupten, die Pferde scheuten das Wasser. Als man in dieser Not kurzerhand die starken Vierbeiner aus der Wippraer Brauerei noch davorspannte, kam jedenfalls alles schnell und heil wieder aufs Trockene. Und so grüßt seit 1903 von einem kleinen Hügel herab dicht gegenüber der mit einem kurzen, scharfen S-Bogen beginnenden Hauptstraße das Bürgerdenkmal den Ankömmling aus Richtung Abberode und Pansfelde. Das stille und klare Wasser des unteren Dorfteiches trug viele, viele Jahre sein Spiegelbild; heute gibt es diese reflektierende Wasserfläche an jener Stelle nicht mehr.

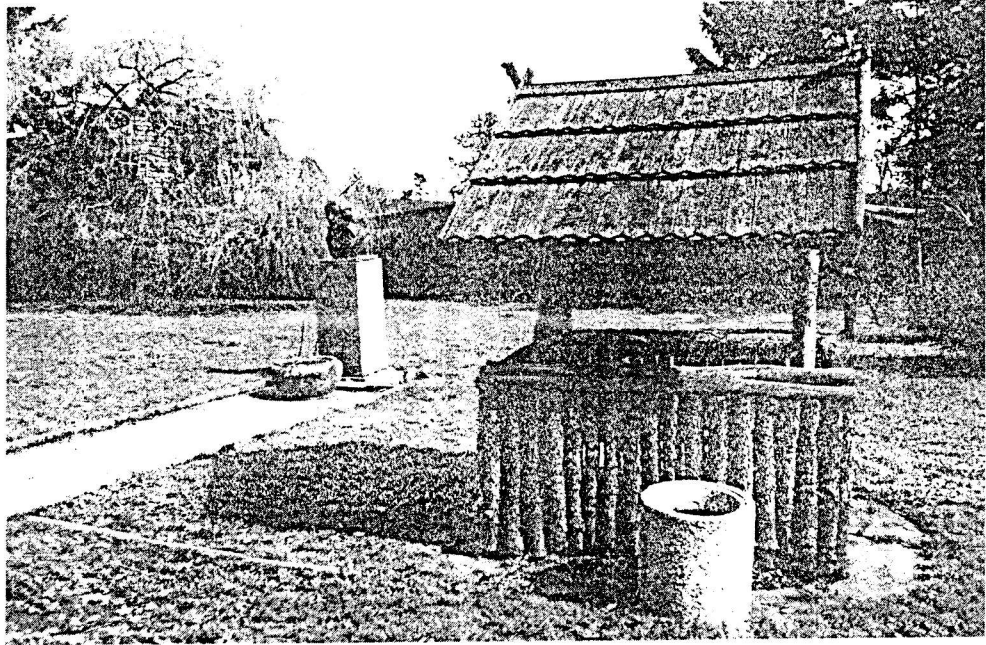


Bild 2
Teilansicht vom Bürgergarten;
das gezeigte Motiv ist vom Ein-
gang zum Bürgermuseum aus zu
sehen.

Etwas weiter dorfeinwärts breitet sich auf der Südseite der Straße der Pfarrhof aus, der im Norden von der Kirche und im Westen vom Pfarrhaus, dem Geburtshaus Bürgers, begrenzt wird. Über einen in der Straßenböschung angebrachten, leicht ansteigenden Weg gelangt man durch eine Gittertür dort hinein. Das einstige Pfarrhaus, ein Fachwerkbau aus dem 17. Jahrhundert, ist 1968 von der Kirche zur Einrichtung eines Bürgermuseums der Gemeinde überlassen worden. Zusammen mit der Neugestaltung des Pfarrhofes zum Bürgergarten hat man 1973 neben dem nicht mehr genutzten Hausbrunnen eine Bürger-Büste des haleschen Bildhauers Heinz Bebernis aufgestellt. Im Haus selbst empfängt einen eine Zeit aus unendlich scheinender Ferne. Es fehlt überall die Moderne des 20. Jahrhunderts; antiquierte Bauelemente aus längst archivierter Vergangenheit verbinden sich in Räumen mit niedrig hängenden Decken und weit herausstehenden Balken zu einem anspruchslosen, aber zweckmäßigen Ganzen. Mit einigem Suggestionsvermögen kann man hier die Unruhe der ewig rackernden und lamentierenden, dabei kaum etwas Nützliches schaffenden Mutter des jungen Bürger ahnen. Verständlich wird die Flucht des Vaters in die Ruhe seines Arbeitszimmers; oder hat man damit gar den anscheinend wankelmütigen und wenig willensstarken Kirchenmann gänzlich durcheinandergebracht und ins Phlegma getrieben? Die Aufgabe zur Ausbildung seines Sohnes hat er jedenfalls nicht sehr ernst genommen. Und so war es der Ascherslebener Großvater, der den Jungen an die halesche Schule beorderte und noch später, nach selbst hartnäckigsten Zwigigkeiten untereinander, das berufliche Werden des Enkels immer wieder förderte.

Im lockeren, abgeschiedenen und naturnahen Molmerswender Milieu drängt sich unwillkürlich die Vermutung auf, daß sich hier zusammen mit den von den Vorfahren ererbten Wesenszügen die eigenwillige Sinnesart Bürgers und damit der Grundstein seines dichterischen Lebenswerkes formten. Die Liebe zum Poetisieren und Reimen, sein Trieb zum sinnlichen Leben beherrschten völlig den nie gefestigten Willen zur zielstrebigem Beendigung irgendwelcher Ausbildungen. Wiederrum war es da letztlich der Großvater, der ihn förmlich zum Examen zwang. Doch in der anschließend nur ungen und deshalb auch nur kurzzeitig praktizierten Juristerei fand er keine geistige Befriedigung und konnte und wollte sie deshalb auch nicht als Mittel zum irdischen Reichtum gebrauchen; selbstlos vergab er sie als eine Möglichkeit, um armseligen, in Not geratenen Menschen gegen Unrecht und Willkür zu

helfen; dann ließ er endgültig davon ab und beschäftigte sich — auch nicht immer zielstrebig — nur noch mit Literatur, Dichtkunst und Sprache. Und was er schrieb, das erzählte er in den Worten, die in seiner Zeit jeder zum gegenseitigen Verstehen benutzte, und er reihte sie so zu Gedanken aneinander, wie er fühlte und erlebte. Denn was mit dem Herzen verstanden und empfangen werden sollte, das muß auch vom Herzen kommen. Es kann nicht nur den Gesetzen der Kunst oder des Verstandes folgen, sondern muß von natürlicher Ungezwungenheit und seelischem Empfinden belebt sein. Diese scheinbare Unbekümmertheit rüttelte am Maß der Klassik. Kein Wunder, daß darauf auch Bürgern ähnlich wie dem »Papa Wieland« die Polemik der Dichter-Elite traf. Besonders die bloßstellende Kritik Schillers demütigte Bürger bis an sein Lebensende und sein Werk bis mitten hinein in unser Jahrhundert. Zudem fand der in der Münchhausen-Bearbeitung so kreativ fabulierende Dichter keine Beziehung zur unsentimentalen, abstrakten Schwärmerei, die dem immer wieder einmal blühenden Nationalismus die geistige Würze verleiht. blieb etwa deshalb in der im Dritten Reich produzierten Münchhausen-Verfilmung Bürgers Name unerwähnt, oder liegt darin der Grund, weshalb man sich in den vergangenen deutschen Diktaturen mit der Herausgabe der Bürgerschen Arbeiten so schwer tat? Ein unabhängiger Intellekt und noch dazu in einem empfindsamen Charakter ist offenbar doch ein zu unberechenbares Risiko für die scheinbare Eintracht und die fast schon neuralgisch demonstrierte Stärke in totalitären Staatsstrukturen.

Ein Karlsbader Sommertag

Im Sommer 1982 war es uns gelungen: Meine Frau und ich erkaufen einen privaten Kuraufenthalt im böhmischen Karlsbad. In den damaligen sozialistischen Bruderländern waren bis zum Ende ihrer Existenz solche von der Obrigkeit nicht verordneten Alleingänge ihrer Bürger unbeliebt und hatten vor einer zustimmenden oder ablehnenden Entscheidung eine besonders schwerfällige Verwaltungstechnik zu bewegen. Unter anderem durfte nämlich der zwischenstaatliche Fluß der maroden Währungen nicht zum undurchsichtigen Balanceakt ausarten, weshalb er nicht nur limitiert war, sondern auch noch streng kontrolliert wurde. Es erübrigt sich also der Hinweis, daß uns neben unserem Kuren das mitgeführte Taschengeld zu keinen üppigen Ausschweifungen verleiten konnte. Über den so auferlegten Zwang zur Sparsamkeit halfen zusammen mit der schon angewöhnten Bescheidenheit der wo-

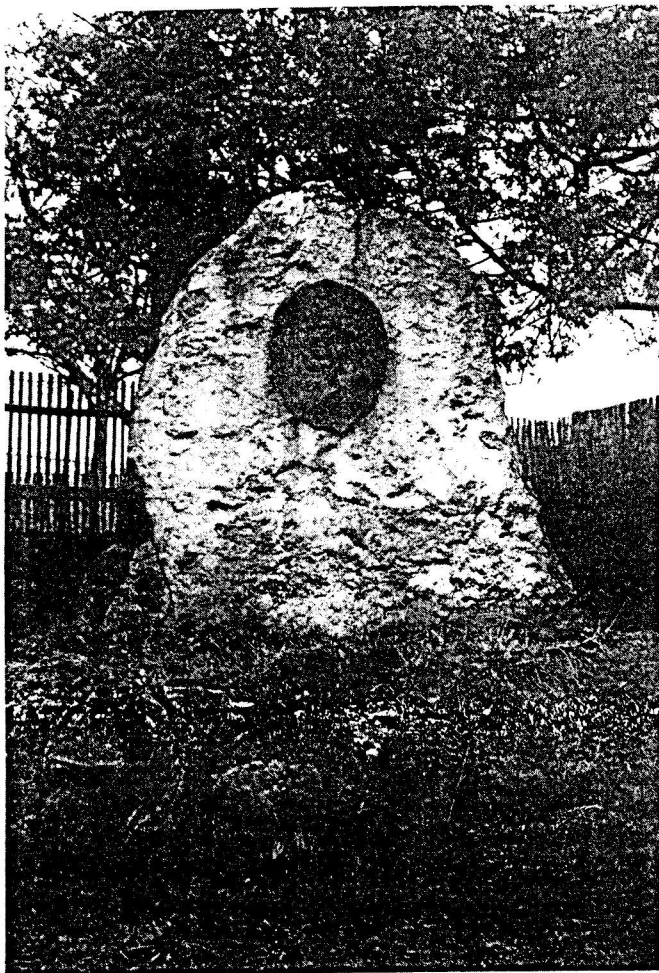


Bild 3
Der Bürger-Gedenkstein am östlichen Ortsausgang von Molmerswende aus dem Jahre 1903.

chenlange wärmende Sonnenschein und ein bis heute unvergessenes Erlebnis hinweg.

Von einem früheren Besuch des Badeortes war uns der Weg aus dem historisch gewachsenen, im Tal der Tepla angesiedelten Kurzentrum bereits bekannt. Er endete mit dem Dvorak Park auf dem linken Flußufer, in dem inmitten vielen Grüns und farbiger Blumenbeete die fast ständig mit Vogelkot bekleckerte Plastik des berühmten Komponisten dominierte, und auf der anderen Seite am großräumig angelegten, mit viel Glas und modern scheinenden Konstruktionselementen versehenen Thermal-Hotel. Dort ging es an der Hauptpost vorbei mitten hinein ins städtische Fluidum, das dem eingefleischten DDR-Provinzler einen Hauch der großen Welt vermittelte. Wo die breite, vielbevölkerte, von bunten Geschäften eingerahmte und zu einem leichten Bogen geschwungene Straße ihren höchsten Punkt erreichte, da empfahl sich mit einer Fülle in der Auslage angebotener Schriften aus aller Welt eine Buchhandlung zum Einschauen. Und da drinnen fand ich im Antiquariat der nur spärlich beschiedenen deutschsprachigen Literaturabteilung die Ausgabe aller Bürgerschen Gedichte in einem Bande aus dem Jahre 1909. Ohne viel Zögern wurde das mit einem zwar niedrigen, aber eben doch einen Tagessatz des Taschengeldes überschreitenden Preis ausgezeichnete Buch gekauft. Schon bald danach saß ich auf einer Bank neben dem hochgemauerten Teplauer, mit der das Kurviertel prägenden Kolonnade im Rücken und dem aufsteigenden Hang zum Drei-Kreuz-Berg vor mir. Dieses gern beschaute Umfeld innerhalb der eigentümlichen Geräusche haufenweise promenierender Menschen ging mir unter der Lektüre des Lebensbildes von Bürger gänzlich verloren. Bisher hatte ich noch nicht so ausführlich über diese von ihm mitverursachte Tragik

eines Lebens gelesen und erkannte dabei sehr wohl, wie sich aus individueller Mentalität und Erotik bildender Schuld die dichterische Größe entwickelte. Die Gedanken arbeiteten auf meinem Wege entlang der Alten Wiese und vorbei am Kaiserbad am bitteren Schicksal Bürgers weiter. Es tat deshalb gut, als hier der Menschenstrom allmählich verebte und die bewaldeten Berghänge nun bis zum Fußweg am linken Ufer des warmen Flübchens herabreichten. Man mochte sie nicht mehr um sich haben, die plötzlich überall herumspazierenden wichtigen Schwätzer, überheblichen Besserwisser, fadenscheinigen Moralprediger, die damit schon immer so unbeschwert dahinleben konnten. Ich ging an der Goethe-Büste vorbei, erblickte den steinernen Smetana, auf seinem festgefügteten Sockel sitzend, und erkannte die ungestüm drängende, erstarrte Gestalt Beethovens in Sichtweite des Posthofes, der nicht nur durch Dvoraks Tongemälde aus der neuen Welt berühmt geworden ist. Der Blick zum Schiller-Tempel hinüber schmerzte an diesem Tage. Dann stand ich vor der Gedenksäule von Mickiewicz. Hier hatte am gestrigen Abend eine Schar junger und lauter Polen ihren Dichterhelden im nationalen Pathos, das selbst den Unbeteiligten zu Tränen rühren konnte, gefeiert und mit Blumen überschüttet. Heute, in der heißen Sommersonne, darbt die Pflanzen ohne Tropfen Wasser dahin; wenn sie weinen könnten, würde man weithin ein jämmerliches Klagen hören. Als ich hinaufstieg zum Sanatorium Sanssouci, fühlte ich zum ersten Mal ganz innig und zufrieden das erst vor Stunden erworbene Buch in meiner Hand. Ich dachte an Herders Worte und spürte dabei die Frische der Blumen, die als Bürgers Gedichte unvergänglich auf seinem fernen Grabe blühen.

Der Dialog

In Europa gibt es endlich nur noch ein Deutschland. Zuvor hatte ich meine Büchersammlung um eine DDR-Ausgabe von Bürgers Gedichten und Prosaschriften, wie sie für die Bibliothek Deutscher Klassiker ausgewählt worden sind, bereichert. Und auch die Besuche ins nahe Molmerswende sind häufiger geworden, so daß mich jüngst meine Frau, als ich das Fahrrad zu einer kleinen Ausflugstour aus dem Abstellraum hervorholte, mit den Worten verabschiedete: Willst du wieder zu Gottfried August fahren? Dabei war nur ein Abstecher zum Falkenstein beabsichtigt. Als ich von dort aber zum Heimweg aufbrach, schwenkte ich doch vom direkten Wege ab zum Gartenhaus hinüber und vertraute mich trotz der nicht endenwollenden Kette vorbeierollender, großer und kleiner, dabei lärmender und stinkender Motorfahrzeuge der Straße an. Im oft geübten Rhythmus ging es zum Schwendenberg hinauf, nach Pansfelde hinunter, auf den Leineberg hoch und ins Leinetal hinab, um dann wieder auf die Höhe von Molmerswende zu steigen. Dort legte ich auf dem Pfarrhof eine Pause ein, setzte mich auf eine der in den Sommermonaten vor dem Bürgerhaus aufgestellten Bänke und beschaute die Runde von der noch immer wegen Reparaturarbeiten geschlossenen Kirche zum Brunnen, bis schließlich der Blick am Konterfei des verehrten Meisters verweilte. Für mich ist das ein liebgewonnener Platz an diesem Ort; wie zumeist bei meiner Einkehr blieb ich aber auch dieses Mal ganz allein im langgestreckten Geviert.

Während der willkommenen Rast überfiel mich die Müdigkeit, und in meinen Augen begannen die Umrisse der nahen Bauten, Bäume und Sträucher zunehmend zu verschwimmen. Die körperliche Anstrengung der vergangenen Stunden und der zunächst gar nicht bemerkte Reiz aus der abgasgeschwängerten Luft hatten meine Sinne vorübergehend betäubt. Und da war mir, als begannen sich die Konturen der Plastik ganz sacht zu bewegen, und ich träumte von Gedanken, die von ihr zu mir herüberflogen: Er habe Muße genug gehabt, glaubte ich zu verstehen, um von seinem Sockel aus in das Gewühl im

weiten Umfeld hinabzuschauen. Es sei alles ungezwungener und lockerer geworden, als es zu seiner Zeit war. Und so können auch wir, nicht nur weil wir beide Franckè-Schüler sind, freimütiger miteinander umgehen, solange darunter die Achtung vor dem anderen nicht leidet. Doch an die unruhige, laute Welt, an den Lärm dieses Jahrhunderts könne er sich absolut nicht gewöhnen. Sie sind meist so unnütz und zutiefst herzlos. Darin kann der Geist nichts menschlich Reifes und nichts wahrhaft Schönes hervorbringen, beklagte er. Natürlich würde er auch in einem jetzigen Leben ein Dichter sein. Er war es nämlich gern und habe als solcher mit Leidenschaft und Liebe geschaffen, wie übrigens bei allem anderen auch, was er mochte. Er wisse wohl, was er den Menschen heute zu sagen hätte; er wisse aber nicht, ob er mit seiner Kunst das Gute im Menschen erreichen und das Unmenschliche verdrängen könne; dazu sei ihm die Mentalität der technisierten nüchternen Welt zu fremd. Doch gerade das ist wohl ein Kardinalproblem der Menschheit, ging es mir durch den Kopf, denn daran resigniert selbst manch heutiger, gutwilliger und geduldiger Literat. Er würde sich jedenfalls bemühen, phantasierte es in mir weiter, daß man seine Dichtung am Ende des 20. Jahrhunderts wie damals in Palästen und Hütten gleichermaßen verstünde. Mit nur wenig abgewandelten traditionellen Mitteln und Techniken der Rhetorik glaube er das zu schaffen. Und da auch in einem jetzigen Dasein das Emotionale sein Wesen formen würde, müsse er sich bewußter auf die Darstellung verstandesmäßig deutbarer Zusammenhänge besinnen. Vernunft oder Leidenschaft allein, das haben jedenfalls die Werke der Klassiker und Romantiker gezeigt, sind nicht das literarische Allheilmittel in gesellschaftlichen Konflikten. In seiner Not braucht der Mensch ein gutes Stück von beidem.

Kaum konnte ich das Gehörte überdenken, da schien es, als zöge in die Büste durch eine unauffällige Wandlung eine freundlichere Geste ein, so, als wolle sie dadurch ausdrücken: Selbst wenn er heute nur ein Dichter wäre, so hätte er doch im Gegensatz zu seiner Lebenszeit keine Sorge ums tägliche Brot. Und das ist wahr!

Doch will man in unseren Jahren überhaupt noch etwas vom Wort des Dichters wissen? Nun, in den Phasen der gesellschaftlichen Nöte, der Umbrüche und der Wenden wohl schon; denn da erweckt es, da lenkt und leitet, reguliert und bestimmt es mit unsichtbarer Gewalt den Fluß der Dinge, manchmal sogar bis zum erhofften Ende. Ist aber alles gesättigt und angefüllt vom irdischen Überfluß, so drängt man beinahe hysterisch in den Wahn der Maßlosigkeit, und im animalisch anmutenden Gerangel um materiellen Reichtum verliert das Wort beständig an Bedeutung.

Nun könne ich auch seinen Wegen in Göttingen nachgehen, lud die in meiner Einbildung noch immer plaudernde Stimme vom steinernen Sockel her ein. Daß die Deutschen nach der langen Trennung wieder in einem Lande zusammenleben, mache ihn schon deshalb glücklich, weil dadurch in seiner Heimat endlich wieder der Geist und seine Gedanken ungehindert gedeihen dürfen. Hat sich doch so aufs Neue erwiesen, daß Gewalt auch in der Politik kein Mittel für dauerhafte Problemlösungen ist. Gegen Menschen ist sie eben nur dort gerechtfertigt, wo ein menschenwürdiges Gesetz ihre Anwendung gebietet. Und mit dem nach Belieben ins Feld geführten Vaterland hätte er ohnehin schon immer seine Schwierigkeiten gehabt. Dieses oft gepriesene, Obhut versprechende, satte und wärmende Stübchen für jedes irdische Dasein habe er nie kennengelernt und konnte es deshalb auch nicht besingen. In der deutschen Sprache mit ihren vielfältigen Möglichkeiten zur Darstellung deutschen Wesens, deutschen Empfindens und beispielhafter Menschlichkeit habe er seine Heimat gefunden. In ihr denkend und fühlend müsse sie gepflegt und weiterentwickelt werden; denn in ihrer Einzigartigkeit stecke das in Jahrtausenden überkommene und geformte Leben eines Vol-

Ein Grünen lohnt dies fromme Warten...

*Schon weht die Kühle auf wie leises Ahnen,
daß dieses Tages Wärme nur ein Anfang ist
der nahen Stunden sommerlicher Güte.
Der Wind verstreut die rosa Apfelblüte
mit leichter Hand, die noch die Reife nicht ermißt,
und spielt mit sommerlichen Wolkenfahnen.*

*Wie tröstlich leuchtet schon in seiner Ferne
der alte Wald im blauen Dämmerlicht der Nacht,
wenn letztes Sonnenlicht ins Dunkle mündet.
Er ist dem Leben brüderlich verbündet,
das in der stillen Wärme seiner Hut erwacht,
und seine Freundschaft adelt noch die Sterne.*

*Der Acker schweigt von seinen bitteren Stunden,
wo Schnee und Frost ihn deckten und der Atem schwer
den Keimen ging, die auf den Frühling harreten.
Nun lohnt ein Grünen dieses fromme Warten.
Das Leben feiert seine Wiederkehr
und achtet nicht der winterlichen Wunden.*

Hans Bahrs

kes. Als ein Bestandteil der Weltkultur möge sie in ihrer Reinheit erhalten bleiben. Und selbst von dem Platz auf der steinernen Säule aus habe er noch seine Sorgen ums liebe Menschengeschlecht. So gefalle ihm gar nicht, daß die Chancen seines Fortbestehens zunehmend unkontrollierbarer und unberechenbarer von der Auseinandersetzung zwischen gut und böse, zwischen Herz und Geld entschieden werden. Die allmähliche Degeneration auch des deutschen Charakters, die in seinen neuzeitlichen Landsleuten anscheinend unmerklich mit dem selbstgezeugten Ungeist des materiellen Wohlstandes einhergeht, ängstige ihn zusätzlich. Schon gar nicht möge er aber die unlauteren Gesellen mit den immer zeitgemäßen politischen Überzeugungen. Die in der Ungerechtigkeit des Vergangenen aufspeckten, können keine Bürgen für ein gemeinnütziges Neues sein. Deshalb würde er sich für eine sinnvolle und lebenswerte Existenz der Menschheit wünschen, daß Boshaftigkeit und Torheit, Eigennützigkeit und Unwissenheit allmählich durch bewußt praktizierte Toleranz als vornehmste Würde und durch willig geübte Vergebung als höchste humanistische Leistung des Menschen verdrängt würden. Daran würde auch er innig mitwirken.

Das gibt Mut und Hoffnung! Erst als ich mich von der Bank erhoben hatte, bemerkte ich, daß die Tür zum Bürgerhaus von innen geöffnet worden war. Ob ich zur späten Nachmittagsstunde noch das Museum besuchen wolle, wurde ich einladend gefragt. -- Heute nicht mehr.

Nachsatz

Über die Beisetzung Bürgers hinterließ Lichtenberg einige Aufzeichnungen, in denen unter anderem geschrieben steht: Es begleitete ihn niemand als Professor Althof mit farbigem Kleide, Dr. Jäger und des Verstorbenen armer Knabe.

Literatur:

- Bürgers Gedichte in zwei Teilen, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, 1909
- Bürgers Werke in einem Band, Bibliothek Deutscher Klassiker, 5. Auflage Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar, 1990
- Gottfried August Bürger, Leben und Werk, Betriebsdruckerei WW Hettstedt AG, 1989